

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 40

Sonntag, den 3. Oktober

1915

Das Opfer.

Erzählung von Marie Stephan.

(Nachdruck verboten.)

Es war droben in den Bergen, droben im großen Weltkrankenhaus Davos. Wie gewöhnlich hatte ich mich nach dem Abendessen auf meinen Rohrstuhl zurückgezogen, der auf dem Balkon meines Zimmers stand. Mir war das „Liegefurnachen“ auf der großen, dazu bestimmten allgemeinen Halle mit dem Lamentieren über die Krankheit, dem Flirten, den allzu freien Reden, verleidet. Ich zog die Einsamkeit in der erhabenen Umgebung vor. So lag ich denn und konnte mich nicht satt sehen an dem einzigen Bilde, das mich umgab: eine Mondschein-Landschaft im Hochgebirge! Wie eitel Silber glitzte und glitzerte es auf den Schneefeldern, den Bergen ringsum. Tiefe, heilige Stille. Nur in der Ferne das Brausen des Landwassers! Ueber dem Orte lag ein leichter Dunschleier und Tausende Lichtlein blühten hindurch. Alle, alle erzählten sie mir von Einsamen, Ausgestoßenen, die hier oben Heilung suchten.

Ich schreckte auf. Ganz verwirrt aus Träumen... Draußen hat es geklopft... Ich beuge mich vor, durch die Tür, die ins Innere des Zimmers führt: Herein! — Drüben im Türrahmen erscheint eine zierliche blonde Gestalt mit großen verweinten Blauaugen, meine Nachbarin Lydia von Radloff aus St. Petersburg.

„Darf ich ein bißchen hereinkommen? Es ist so einsam bei mir! — Ich hielt es nicht aus — Fritz riet mir einmal in einer schweren Stunde zu Ihnen zu flüchten.“

Ich nickte, und bald sitzt die Kleine auf meinem Liegestuhl. Wie selbstverständlich.

Ihre junge franke Brust hebt und senkt sich in verhaltenem Weinen.

Ich weiß, was sie quält. Fünf Monate wohnen wir nun schon nebeneinander, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt. Fünf Monate haben wir uns duldsam ertragen, keine hat sich über der anderen Husten beklagt. Beide wissen wir von uns stillschweigend, daß es keine Rettung gibt.

Tief holt Lydia von Radloff Atem: „Sonderbar,“ ringt es sich von ihren Lippen, „in dieser wunderbar friedvollen Umgebung wird es mir leichter. Es ist gut, daß er ohne Abschied ging. Ich hätte es nicht ertragen. — Aber er kommt bald wieder und dann werden wir uns verloben.“ —

Ich denke: „Er wird sich nie mit ihr verloben, er kann es nicht Und ich soll es ihr sagen.“ —

„Wir hätten uns auch jetzt schon verloben können.“ —

„Das bringt ein echter deutscher Mann mit Ueberlegung doch nicht fertig, Lydia, wenn er sich in einer Lage sieht, wie Fritz Eichholz... Sie sitzt still mit im Schoße verschlungenen Händen vor mir. Tränen springen über die schmalen Wangen und leuchten wie Diamanten im Mondenschein... Für ihre Liebe können sie beide nichts. Sie kommt ungeraten aus einer anderen Sphäre. Sie ist etwas Heiliges und nicht immer an den Besitz des geliebten Wesens geknüpft.“

„Fritz Eichholz leidet wie Sie, Lydia... Seine Krankheit riß ihn unbarmherzig aus seinem geliebten Berufe heraus. Nun muß er von vorne anfangen... Fesseln kann er nicht dabei vertragen... Wer weiß, ob Sie dieselben vertragen... Sie sind beide noch jung, wissen nicht, ob die Gefühle sich in langen Jahren ändern... Niemand kann darüber mit Bestimmtheit entscheiden... Wenn Sie Fritz Eichholz lieb haben, meine Lydia, so werden Sie — entsagen.“ —

Da sprang das junge Mädchen hastig auf, stand an der eisernen Brüstung meines Balkons. Fest umspannte sie die Stangen... Im ersten Moment glaubte ich, sie wolle sich hinunterstürzen. Aber nichts davon. Lange lehnte sie über die Brüstung und sah starr hinüber zum gigantischen Tinzhorn... In silberweiß leuchtenden Wolken schwamm der Mond. Sein Licht slutete durch meine Stube, über uns beide hin... Ich sah Lydias bleiches Gesicht vor mir, sah zwei dunkle, verräterische Flecken auf den abgemagerten Backenknochen brennen.

Die Stille, die riesige Stille wuchs allmählich wie eine Macht. Ich sah das arme Menschenkind mit sich ringen und wußte: sie wird allein doch nicht fertig. Und ich hatte sie liebgewonnen... Ich wollte ihr helfen... Schnell wickelte ich mich aus meinen Dedden, ging auf Lydia zu, legte den Arm um sie und führte sie sanft ins Zimmer. Hier saßen wir eine Weile stumm nebeneinander. Dann begann ich leise: „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Darf ich?“

Sie nickte wie abwesend, und ich begann: „Es ist lange her, da begleitete ein junges, lebenslustiges Ding ihren kranken Bruder hier herauf. Beide Geschwister hatten sonst niemand, der ihnen im Leben nahe gestanden. Tag um Tag mußte der Ärmste, schwer leidend, auf seinem Liegestuhl ruhen, in Sommerformglut und blendendem Winterschnee. Grete langweilte sich mit der Zeit. Und — obwohl sie es ängstlich zu verbergen bestrebt war, merkte der Bruder es und veranlaßte



Ein Denkmal für Kaiser Wilhelm II. in Heidelberg.

Die, sich stetig dem Winterport zu widmen. Jeden Morgen wanderte Hans nun frohgemut fort, einmal drüben auf die verschneiten Matten zu lesen, ein andermal auf ein anderes Gelände, das sich für einen Skifahrt eignete. Bald war ich eine Muster-schülerin und fand in Hans Hofherr einen tüchtigen Partner. Bei einer gemeinsamen Fahrt ins Tal war's. Der Lehrer hatte uns zu einer Musterfahrt vorgeschlagen. Ich stand und fieberte vor Erwartung, das blendende glitzernde Schneefeld zu durch-jahren. Der Himmel wölbte ich wie ein tiefblauer seidener Mantel über uns und die Sonne meinte es gut. Ich hörte mein Blut singen und mein Herz klopfen. — O — es sollte eine schneidige Talfahrt sein! Alle sollten sich wundern! —

Hans Hofherr reichte mir die Hand. . . . Das Kommando des Lehrers erscholl. . . . Fröhliche Worte flogen hier und dort. Wir sausten zu Tal! Wie die Stis den Neuschnee durchschnitten!

Hans Hofherr hielt meine Hand und es war, als ginge ein Zauberstrom von ihr zu mir. . . . Bisher hatten wir nur selten miteinander gesprochen. Der blasse, schweigsame Mann in-teressierte mich. Eine eigenartige Beseelung bemächtigte sich meiner. . . . Ich konnte nicht sprechen. . . . Da kurz vor dem Ziele stolperte ich. . . . „Passen Sie doch auf,“ sagte mein Begleiter rauh!

Fester umspannte er mei-ne Hand, daß ich leise auf-schrie. . . . So erreichten wir das Ziel.

Brausender Beifall tönte von der Halde zu uns ins Tal.

„Noch einmal! Wieder heraufkommen!“ So scholl es in langgezogenen Tönen an unser Ohr.

Wir achteten dessen nicht. Ich sah auf einem Schnee-beladenen Baumstumpf. Ganz erschöpft und noch trunken von dieser Fahrt, nestelte ich mechanisch an meiner weißen Wolljacke.

„Bitte nicht öffnen!“

Hans Hofherr stand vor mir und sagte es bestimmt. Damit knöpfte er meine Jacke wie selbstverständlich wieder zu. Und meine Ka-puze, die ich nach hinten geschoben, zog er wieder über meinen Kopf.

Sie erkälten sich ja. Das darf nicht sein!“

Ich sah zu ihm auf, ver-wundert, verwirrt. Unsere Blicke trafen sich — hasteten ineinander — rissen sich los. Wir sahen uns wieder an und nochmal. Bestürzt — erschreckt. Wie auf einem Unrecht ertappt wandte ich mich hastig ab und sprang auf.

Hans Hofherr war groß, erhaben und hager. Ich reichte ihm kaum bis zur Schulter. Er besaß tiefe, blaue Augen, über denen ein feuchter Schimmer lag, ein seltsamer, zitternder Glanz, der mich förmlich blendete. Sonst war er nicht schön. Das sah ich jetzt. Drückend heiß war mir. Ich hätte meine ganze Winterbagage abwerfen mögen. Wir sahen uns nicht mehr an. Die Stille und die innere Erregung erhielt plötzlich eine Ablenkung, die ich dankbar be-zückte.

Von der Höhe kam ein zweites Paar gesaust. Jubelnd! Sie überstürzten sich und im nächsten Augenblicke sah man nur noch eine gewaltige Schneestaubwolke und dazwischen suchtelten ungelentke Stis. —

Hans Hofherr ergriff schnell meine Hand und küßte sie scheu-erschreckt. Mich durchrieselte ein unbeschreibliches Gefühl. Verwirrt blickte ich mich, um irgend an den Namen meiner Stis etwas zu verbergen.

Das verunglückte Paar krabbelte sich lachend, pustend heraus. Wir kletterten wieder die Halde hinauf und wurden fröhlich emp-fangen. — Dann erging es uns genau so wie Ihnen, liebe Lydia und wie so vielen hier oben. Jeden Tag trafen wir uns, waren oft stundenlang in der einsamen, herrlichen Natur allein. Eines Morgens waren wir lange vor den anderen Teilnehmern des Kur-fus droben am Schweizerhäuschen, dem Ausgangspunkt der Übungen. Geheimnisvolle Stille ringsum. — Und wir darin allein — ganz allein — zwei junge, glühende, glückshungrige Menschenkinder. . . .

Wie es dann kam, weiß ich nicht mehr. . . . Ich lag in der Kiste, überstanden, Sekunden — Minuten — Erweiterten, daß seine Wärme mich fest umfing. . . . Ich glaubte, vergehen zu müssen. . . . Für uns gab es in diesem Augenblick kein heute, kein Morgen, keine Zeit, keine Zukunft. . . .

Da drangen vom unteren Rüttweg Stimmen zu uns herauf. Ein jähes Aufschreien. . . . Ein hastig Losreißen. . . . Wie be-täubt ließ ich mich auf der harten Holzbank der Hütte nieder. Hans holte meine Stis aus der Ecke und half mir, sie anbinden. . . . Kein Wort war zwischen uns gefallen. Wie er so vor mir kniete, sah ich, wie sein Antlitz einen gequälten Ausdruck annahm. Schnell nahm ich seinen Kopf zwischen meine Hände. Ihn ängstlich an-sehend fragte ich: „Was ist dir, Hans?“

„Bist du mein?“

„Für immer und immer!“

„Dann wird alles noch gut,“ sagte er tief aufatmend.

Ich ließ meine Hände sinken. Was war das? Die Angst vor etwas Dunklem, trallerte sich in mein Herz. Ich wußte, daß das Leben schwer auf dem geliebten Manne lag. Aber was ihn so quälte, wußte ich nicht. Fragen mochte ich nicht mehr. Er



Maschinengewehr-Abteilung in Verteidigung in einer Felspalte in den Vogesen. Leipziger Presse-Bureau.

wird schon eines Tages von selbst kommen. Du mußt sein Ver-trauen erst noch gewinnen. So dachte ich. Und Hans mochte ahnen, was in mir vorging und sagte sich aufrassend: „Laß uns die Zeit hier oben genießen! Laß mich in diesem Meer von Licht und Reinheit vergessen, was es Bitteres im Leben gibt.“ —

Ich schwieg eine Weile, weil mich die Erinnerung zu mächtig packte. — Lydia von Radloff saß still neben mir.

„Bitte — bitte weiter,“ flüsterte sie hastig und sah mich bittend an. . . .

So fuhr ich nach einer Weile fort: „Wenn wir zusammen waren, dachte keines an den Schatten, der zwischen uns war. Wir waren voll toller Lust. Unser beider Kindheit erwachte zu-weißen und tanzte lustig vor uns her. Ich kannte das Leid noch so wenig, war in einem Kloster unter frohen Schwestern und Kindern aufgewachsen. — Die Tage, die Wochen gingen hin wie im Fluge. . . . Da sagte er mir eines Tages:

„Ich muß abreisen!“

Ich konnte es nicht fassen, begriff das Wort „Trennung“ nicht und lehnte mich dagegen auf. Es half nichts. Hans sah mich an und las mir wohl die Sehnsucht aus den Augen, die Sehnsucht, klar in die Zukunft zu schauen. Er sprach zu mir, wie zu einem Kinde. Süße, liebe Worte.

Und ich lauschte, verauschte mich daran. Wie eine volle Glocke, wie ein Sturzbach Klang das alles:

„Ich bin arm, mein liebes Mädchen, habe kein Geld, um länger zu bleiben. Aber — ich komme wieder. Ich mußte dem

„Sei nicht so traurig, mein liebes Kind! — Wir werden uns wiedersehen. — Hoffentlich recht bald. — Lebe wohl — mein Mädchen — meine Freundin.“

Hans war gegangen. Ich weinte — weinte —. Das, was ich hören wollte, hörte ich nicht. Doch immer zu hörte ich die Worte: meine Freundin — meine Freundin.

Wochen vergingen. — Ich saß neben meinem Bruder mit fiebernder Sehnsucht — Ungeduld. Ich schalt Hans im Innersten einen trassen Egoisten, verdamme ihn, daß er mich enttäuscht, um ihn im nächsten Augenblick wieder in eine große, unermessliche Liebe zu hüllen.

„Und Ihr Bruder?“ warf Lydia ein.
Mein Bruder litt mit mir; denn er sprach gar nicht mit mir über Hans Hofherr. Aber eines Morgens sagte er: „Die Schnee-

„Ich sah ihn, wie er in Wirklichkeit war. Meine Liebe wuchs. Das Leid — sein Leid — nun unser gemeinsames Leid, vertiefte mich. Nicht die größten Freuden hätten eine solch gute Wandlung vermocht. Zu dem Guten, dem Besten in uns benötigen wir immer den herbsten Schmerz.“

„Konnten Sie ihm denn nicht helfen?“ Lydia wollte aufahren. „Herrgott — ich — ich hätte alles getan, mein ganzes Vermögen.“

„O — Lydia — deutsche Männer sind keine russischen Männer. . . . Als ob ich nicht alles versucht hätte. . . . Die Hauptsache war das Attest. Bei uns lassen sich die Behörden nicht bestechen wie im heiligen Rußland. Und — Lydia, bei uns nimmt

nicht jeder Mann und sei er in einer noch so verzeifelten Lage, Unterstützung von einer Dame oder besser von der Dame. . . . Ich konnte nichts tun wie beten und wieder beten für ihn und — ihn möglichst wenig an meine Existenz erinnern.

Mein geliebter Bruder lenkte mich ab. Trotz seines Leidens oder gerade deswegen studierte er fleißig Kunstgeschichte und Literatur. Darin schloß ich mich ihm an. So verging ein Jahr und noch eins, ohne daß sich etwas Besonderes zugetragen. Als und zu flog mir ein lieber, schmerzvoller Brief ins Haus. Sie machte mich innerlich fester und stärker, machten mich stolz ob des Vertrauens, das der Schreiber in mich setzte. Trösten, aufrichten durfte ich, wenn es hieß: „Ich verzweifle fast. — Zwei Jahre! Und immer noch kein Platz für mich an der Staatskrippe. . . . So wenig Stellen — so viele Bewerber! — Wie muß ich dich enttäuscht haben, mein geliebtes Mädchen! — Ich knirsche gegen die Ketten, die ich an Händen und Füßen trage.“

Wenn ich erst in geordneten Verhältnissen lebte, in Ausnutzung aller meiner Kräfte

und Fähigkeiten, solltest du sehen, wie ich voran käme. — Aber so —!“

Ich lernte mein „Ich“ hintenan stellen, wurde selbstloser, liebe Lydia. . . . Das nächste Jahr nahm mir meinen Bruder, den einzigen Verwandten. Da glaubte ich sterben zu müssen. . . . Doch man stirbt nicht so leicht, ich hab's erfahren. In einer ganz neuen Umgebung nahm ich das Leben von neuem auf. Mein früher abgelegtes Examen half mir. In einer Privat-Schule arbeitete ich. In solchen Anstalten überbürdet man eine Lehrerin gern mit Stunden. Mir ging es so und ich war's zufrieden. Die Zeit verlief heilend im Verkehr mit all den kleinen wissensdurstigen Dingen. . . . Aber an mich trat etwas heran. . . . Etwas zehrte unmerklich an meinem Lebensnerv. . . . Die uneingestandene Sorge, die Sehnsucht, die Tatsache, nicht helfen zu können und die nagende Unwissenheit. Da half kein Wehren mehr. Eines Tages mußte ich erkennen, daß ich zu den Menschen zählte, die der Tod liebevoll mahnt und zeichnet lange bevor er sie holt. . . . Beinlich genau lebte ich nach Vorschrift. . . . Nie schrieb ich ein Wort von meiner Krankheit an Hans. Ich fürchtete heimlich seine Briefe. Es ist nur vorübergehend, tröstete ich mich und täuschte mich. Wie lange noch? So fragte ich mich jeden Tag und ahnte nicht, wie nahe die Entscheidung lag.

Ganz unverhofft kam ein Eilbrief, der mich vollständig niederriß. So hat wohl selten ein Mann gejubelt wie in dem Briefe. Da hieß es: . . . Nun kann ich Dich endlich vor der Welt „mein“ nennen! Mein geliebtes Mädchen, juble mit mir. Ich



Rast deutscher Truppen in den Vogesen.

Leipziger Presse-Bureau.

schmelze beginnt. Der Föhn ist mir unerträglich. Wir wollen uns fortmachen von Davos.“

Wie ich mich freute, aus der alten Umgebung fortzukommen! Wir blieben eine Zeitlang in Ragaz als Uebergang aus dem Hochgebirge, und waren ein paar wundervolle Frühlingswochen am herrlichen Bodensee. Alles, was mich sonst entzückt hätte: Mainau mit der Vegetation der Tropen, das unvergleichliche Meersburg mit dem uralten sagenumwobenen Schloß, das stille, welkenferne Grab der Drost, das ganze romantische Felsenstädtchen — ließ mich gleichgültig, daß ich mich später darob schämte. Endlich landeten wir in der alten, mir doch veränderten Heimat. Mein Bruder war fränker denn je.

Dann erreichte mich nach Monaten der erste Brief von Hans. Bis dahin besaß ich nur ein paar flüchtige, unpersönliche Karten. Zuerst war ich kaum im Stande, den Umschlag zu öffnen. Ich las und begriff doch nicht. — Erst nach und nach faßte ich den Sinn der großen, trohigen Buchstaben. Alles Fremde, Unpersönliche war fortgewischt. Das war Hans Hofherr wie ich ihn kannte, der mir da von einer harten Jugend, eine kunstvollen Studentenleben, von Entbehrung und Entfagung erzählte, von einem Elternhaus, das doch keine Heimat war; von Streben und Ringen einer gequälten Seele, vom Unterliegen des Körpers. Kurz vor der festen Anstellung erkrankte Hans. Eine Blutung warf ihn aufs Krankenlager. Eine größere wissenschaftliche Arbeit, die zu einem bestimmten Tage abgeliefert werden mußte, und ein gutes Honorar versprach, verfiel. Dann wie ein Lichtblick der Aufenthalt in

Die Franzosen hießen im Mittelalter „Fletische“ (Fletisch, raso, raso). Die französisch sprechenden dagegen Wallonen (Wala, Waelen). Das Fletische ist das heutige Holländische und Flämische, die beide zum Niederdeutschen zählen.

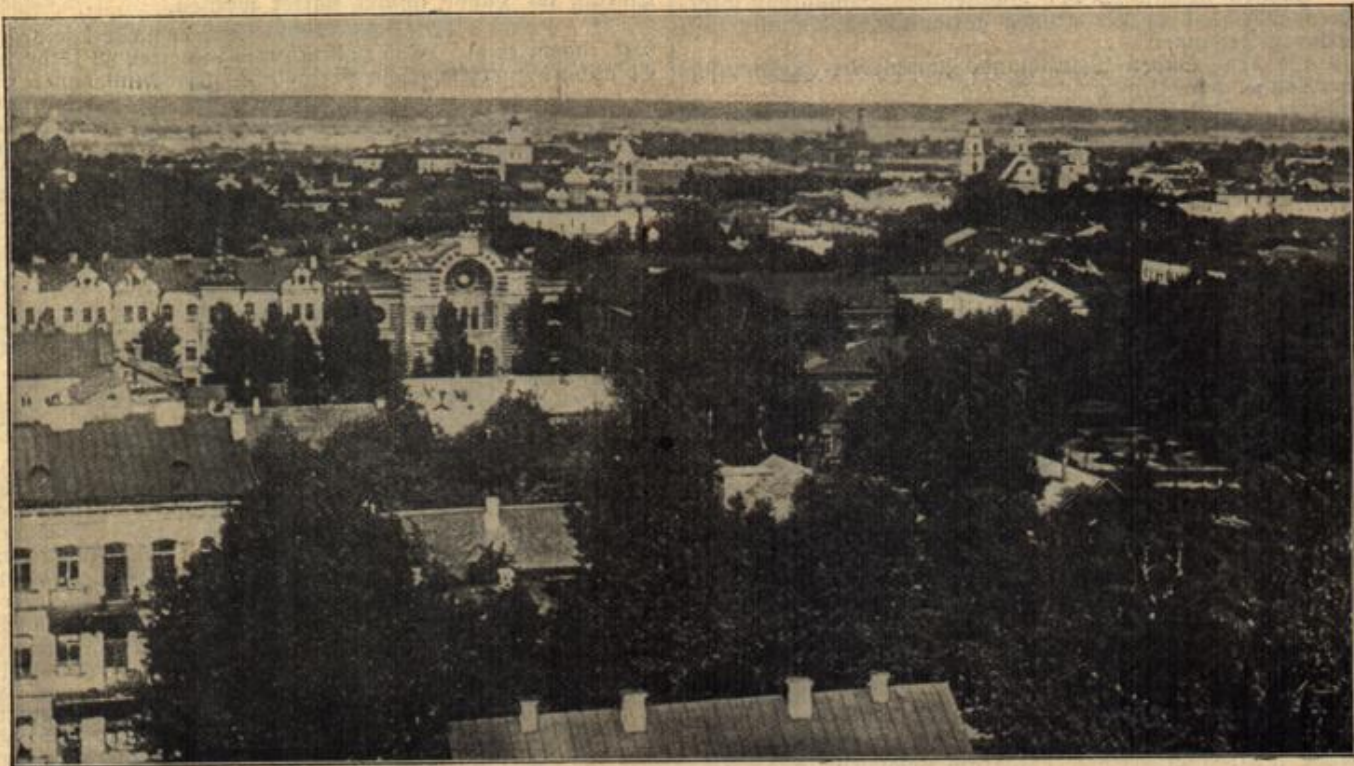
Das Herzogtum Lothringen löste sich in einzelne Lehensfürstentümer auf, die sich, durch die räumliche Entfernung und die Nachbarschaft des stets zur Einmischung bereiten Auslands begünstigt, der Reichsgewalt mehr und mehr entzogen: die Grafschaften Flandern, Artois, Hennegau, Namur, die Herzogtümer Brabant und Limburg, das Fürstentum Lüttich, die Markgrafschaft Antwerpen und die Herrschaft Mecheln.

Die südlichen Niederlande wurden schon seit dem 4. Jahrhundert von Gallien stark beeinflusst. Die Landschaft Flandern, die nicht bloß die heutigen Provinzen West- und Ostflandern, sondern auch den anstoßenden Teil von Nordfrankreich umfaßte, kam schon früh an Frankreich und wurde im südlichen Teil französisiert. Im Mittelalter hat Flandern eine vermittelnde Stellung zwischen französischer und deutscher Kultur eingenommen. Die Grafen von Flandern standen in enger Verbindung mit den

den Landesherren, aber es war auch wesentlich dem Bürgerthum zu verdanken, daß in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts das südliche Land nicht von Frankreich eingeerbt wurde. Die Städte waren es, die sich in der Hegerichs Sporenkämpfe bei Kortrijk am 11. Juli 1302 der ins Land gedrückten Franzosen erwehren. Hier erscholl zum ersten Male das Heldengesang der Flamen: „Wat walsch is walsch is. Slaet al dood!“ (Was walsch ist, ist falsch. Schlagt alles tot!)

Gegen die eigenen Grafen und ihre französische Politik richteten sich mehrere Aufstände des 14. Jahrhunderts, aus denen die Namen der beiden Genter Patriarchen Jakob und Philipp van Artevelde hervorrangen. Diese Kämpfe der Städte sicherten Flandern den Gebrauch der niederdeutschen Muttersprache im Lande.

Als 1384 der Mannesstamm der flandrischen Grafen ausstarb, kam das Land an das Herzogshaus Burgund, das ein Seitenzweig des französischen Königshauses war und von 1406 bis 1473 durch Heirat, Erbschaft, Kauf und Vertrag fast alle anderen niederländischen Provinzen in seinem Besitze vereinigte.



Ansicht von Brüssel.

französischen Königen; sie waren eifrige Vorkämpfer des französischen Rittertums, sie zogen französische Dichter ins Land und veranlaßten zahlreiche Nachdichtungen der französischen Ritterepen. Seit dem 13. Jahrhundert blieb das Französische die amtliche Sprache Flanderns. Auch in die Kanzleien der Städte drang das Französische. In Ypern sind die ältesten Stadtordnungen in französischer Sprache abgefaßt. Erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts machte sich die flämische Sprache in den Urkunden und in der Literatur geltend.

Herzog Johann I. von Brabant vereinigte 1288 nach der Schlacht bei Woeringen die Grafschaft Limburg mit seinem Lande. Erst dadurch kam Limburg auch in nähere Beziehungen zu dem niederländischen Westen und verlor die alten Verbindungen mit Deutschland und der deutschen Literatur, der Limburgs ältester Dichter, Heinrich, von Veldeke, zugehört.

Schon im Mittelalter zeichneten sich die Bewohner Belgiens durch eine rege Gewerbetätigkeit aus. Sie betrieben einen lebhaften Zwischenhandel und eine ausgebreitete Seeschifffahrt. Dadurch gelangten Brügge, Gent, Antwerpen, Ypern usw. zu großem Wohlstand, und dieser kam, ähnlich wie in den Städten Oberitaliens, auch in den stattlichen Bauwerken und zahlreichen Werken der Kunst zum Ausdruck, die wir noch jetzt bewundern können.

Durch Einigkeit und Tatkraft erlangte die Bürgerschaft der Städte auch politische Macht und verfassungsmäßige Vorrechte.

Burgund hat seine Mannen alle Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger, Die Hennegauer, die vom Lande Namur Und die das glückliche Brabant bewohnen, Die äpp'gen Genter, die in Samt und Seide Stolzieren, die von Seeland, deren Städte Sich reinlich aus dem Meereswasser heben, Die herdenmellenden Holländer, die Von Utrecht, ja vom äußersten Westfriesland.

(Schiller.)

Die Herren von Burgund wollten einen mächtigen Zwischenstaat zwischen Deutschland und Frankreich errichten. Sie formten die zahlreichen Einzelländer ihres Besitzes zu einem einheitlichen Reiche um und brachten die französische Sprache als Verwaltungssprache zur Geltung. Nur für die Erlasse an die Stände der flämischen Provinzen und an die flämischen Städte wurde die Volkssprache beibehalten.

Ein großer Teil des burgundischen Reiches ging 1477 an Frankreich verloren, während die Niederlande durch die Verheiratung der Erbtochter Karls des Kühnen mit Maximilian 1482 an das Haus Österreich kamen. 1548 wurde Flandern der Oberlehensherrlichkeit Frankreichs enthoben und mit den übrigen Niederlanden zu dem sogenannten Burgundischen Kreis vereinigt, der allerdings nur im loderen Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche blieb. Als Karl V. bei seiner Thronbesteigung (1555) die Niederlande, d. i. die späteren Königreiche Belgien und Holland, der spanischen Krone zuerteilte, hätte er diesen Gebieten kaum einen schlechteren Dienst erweisen können.

Die Auflösung der Hanse und die bald darauf folgenden furchtbaren Religionskriege, die fast ein Jahrhundert hindurch in Deutschland und in den Niederlanden wütheten, zerstörten für immer die Beziehungen zwischen den Niederlanden westlich und östlich des Rheins. Im Jahre 1648 wurde die Loslösung des ganzen burgundischen Kreises vom Reich, die tatsächlich schon längst erfolgt war, durch den westfälischen Frieden anerkannt.

Die staatliche Ablösung vom Deutschen Reich und die Erhebung des Flämischen und Holländischen zur Schriftsprache waren es, die die Bewohner jener germanischen Nordwest-Marken, die „West-Flämischen“ von den Reichsdeutschen, den „Öst-Flämischen“ trennte. Dadurch ist auch bei den Flamen das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit zu der großen germanischen Familie fast ganz verloren gegangen.

Das aus dem Süden Deutschlands stammende Hochdeutsch hat im Laufe der Jahrhunderte ganz Deutschland erobert und das Niederdeutsche zur Mundart herabgedrückt. Die nord-westlichen Landschaften hat es nicht mehr erreicht, weil es durch die politische Grenze aufgehalten wurde.

Deshalb schrieb Dr. Theodor Zaentz schon vor längeren Jahren einmal: „Wären die Niederlande nicht bereits längst aus dem Reichsverbande geschieden gewesen, als das Hochdeutsche vor ihren Toren erschien, so erlänge die gleiche Junge jetzt zu Amsterdam und Brüssel, wie zu Wien oder Zürich, und Limburgisch, Brabantisch, Flämisch, Holländisch wären eben so gut bloße Mundarten geblieben, wie Holsteinisch, Pommerisch, Westfälisch oder Mecklenburgisch.“

Durch den Utrechter Frieden (1713) kam Belgien an Oesterreich, das aber im sogenannten Barrièrtractat 1715 den holländischen Generalstaaten ein Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen an der französischen Grenze nebst anderen Befugnissen einräumte, insbesondere auch die fortwährende Schließung der Schelde anerkannte.

Im österreichischen Erbfolgekriege eroberten die Franzosen fast das ganze Land, das erst durch den Aachener Frieden (1748) wieder in den Besitz Oesterreichs gelangte. In der folgenden langen Friedensperiode hob sich der Wohlstand des Landes unter der milden österreichischen Herrschaft.

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia kam die flämische Sprache wenigstens vorübergehend zur Ehre und Würde, da sie sogar Gegenstand des Schulunterrichts wurde, aber im übrigen wurde in der österreichischen Zeit das Deutschthum in Belgien gar nicht gefördert. In Brüssel waren Hof, Adel und Verwaltung französisch. Die österreichischen Einrichtungen verloren schon durch die Neuerungen des Kaisers Joseph II. an Beliebtheit, und in der Revolutionszeit wurde Belgien von den Franzosen erobert.

Die französischen Revolutionäre überschwemmten das Land und nahmen es nach der Schlacht von Jemappes (1792) und der Schlacht von Fleurus (1794) in Besitz. Damals herrschte noch keine Sympathie für Frankreich, und der Aufstand der Bauern gegen die Ohnehosen wurde blutig unterdrückt. Auch das Bisthum Lüttich, das zum niederheinisch-westfälischen Kreise des Deutschen Reiches gehörte, kam 1792 zu Frankreich.

Die neue Herrschaft suchte das Land ganz zu französisieren. Mit dem Code Napoléon wurde französische Verwaltung und die französische Sprache als die amtliche eingeführt. Das zum Dialekt herabgesunkene Flämisch galt nur noch als Organ der Rebellen.

Die Revolution von 1830 endete mit der Loslösung Belgiens von Holland und mit der Errichtung eines selbstständigen Königreichs Belgien. Am 4. Oktober 1830 erklärten die Belgier ihr Land als einen unabhängigen Staat. Lediglich der Gunst der damaligen Umstände hatten sie es zu verdanken, daß die entscheidenden Großmächte den neuen Staat zuließen.

Der als Leopold I. zum König der Belgier erwählte Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der die älteste Tochter Ludwig Philipps von Frankreich, die Prinzessin Luise von Orleans, heiratete, ließ ebenso wie seine Nachfolger den französischen Einfluß im Lande immer stärker werden.

Leopold II. (1865—1909) setzte das Werk seines Vaters fort, indem er das Land politisch und materiell zu fördern suchte. Er erwarb zuerst als sein persönliches Eigentum den Kongostaat in Afrika, zu dessen Gouverneur er den Entdeckungsfreisenden Stanley ernannte.

1885 wurde der König ermächtigt, den Titel „Souverän des Kongostaates“ zu führen. In seinem Testament überließ der König dem belgischen Staat die Kolonie. Er war seit 1853 mit der Erzherzogin Maria Henriette von Oesterreich (1836—1902) vermählt gewesen. Aus dieser Ehe blieben nur die Prinzessinnen Luise, Stephanie und Clementine am Leben. Sein Nachfolger wurde sein Neffe, der Sohn des Grafen Philipp von Flandern, der mit der Prinzessin Maria von Hohenzollern vermählt war:

Albert, geboren 1875, vermählt 1900 mit der Herzogin Elisabeth in Bayern. Unter ihm wurde infolge einer verhängnisvollen Politik das Land in den großen Völkerkrieg von 1914 gerissen.



Gesamtansicht von Tarnopol.

Nach einem Jahr.

Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne und die Vögel hatten Heinrich geweckt. Durch das offene Fenster war der heiße Sommermorgen zu ihm ins Schlafzimmer gedrungen. Als Heinrich die Augen geöffnet hatte, war er der Meinung gewesen, im Garten unten zu sein. Er war aus dem Bette gesprungen und hatte sich eilig angezogen und gewaschen, von einer sonderbaren Ungeduld und heiteren Feierlichkeit erfüllt.

Jetzt stieg er die Treppe hinunter und legte die Hand auf den Türdrücker des Zimmers, in dem er die Mutter wußte. Vorsichtig öffnete er die Tür bis zu einer Spalte. Er tat einen Blick in das Zimmer, und schon wollten sich die Lippen zu einem fröhlichen Gruß bewegen. Doch diese Fröhlichkeit fror auf seinem Gesicht plötzlich ein. Geräuschlos schloß er wieder die Tür. Und zögernd entfernte er sich. Bis er im Rahmen der offenen Gartentür stehen blieb und seine Augen ausdruckslos über den kleinen Teich hingleiteten ließ, auf dem träge mehrere Enten schwammen.

War es nicht, als sei die Göttlichkeit dieses schönen Morgens plötzlich umwölkt?

Wenige Minuten später, als Heinrich sich zum zweiten Male anschickte, einzutreten, klopfte er zuvor an. Die Mutter rief mit ruhiger Stimme: „Herein!“ Nichts an ihr verriet, daß sie geweint hatte. Selbst ihre Augen waren nicht rot. Und auf ihren Lippen lag ein Lächeln besonderer Zärtlichkeit.

Sofort war es Heinz, als sei dem Morgen seine klare Göttlichkeit wiedergegeben und nur noch stärker bewegte ihn wieder jenes dunkle Gefühl einer Feierlichkeit, das wie der Nachglanz aus einem vergessenen Traum war. Es gab diesem Morgen ein besonderes Gold.

Die Mutter trug ein Kleid aus schwarzer Seide. Wie schön ist sie, dachte Heinrich, der nie aufhörte, sie zu bewundern, wie himmlisch! Nichts Düsteres war an ihr, nur viel Versonnenes. Ihre Augen waren sicher in Fernen, die noch sonniger, blauer, duftender waren als die Erde hier. Und dieses Schöne, welches sie sah, ging ganz auf sie über, auf ihre Bewegungen, ihre Blide, ihre Worte.

„Heinz,“ sagte sie, „weißt du auch, welchen Tag wir heute feiern?“

Heinrich setzte die Tasse, aus der er hatte trinken wollen, auf den Tisch zurück. Er war plötzlich erschrocken. Eine Feier? Er überlegte. Aber er fand nichts. Und nur das Weinen der Mutter fiel ihm wieder ein.

Genau heute vor einem Jahr war es, daß Vater von uns fort ging . . . in den Krieg.

Heinrich erblickte und öffnete unwillkürlich den Mund. Das war die Ueberraschung. Und er sah die Mutter an. Aber deren Gesicht war von heiterer Gelassenheit. „Du mußt nicht weinen, Heinz,“ sagte sie, „nein, nicht weinen . . . denn ich, nicht wahr? ich weine ja auch nicht!“

Sie trat zu ihm hin, küßte ihn und fuhr ihm mit ihrem Fächlein über die Augen.

Und mit einer Stimme, die ein ganz klein wenig zitterte, setzte sie dann hinzu: „In einer Stunde Heinz, gehen wir miteinander auf den Friedhof und bringen Vater einen Kranz.“

Als die beiden vom Friedhof zurückgekommen waren, sagte die Mutter zu Heinrich: „Gehe in den Garten und spiele. Ich erwarte den Großpapa. Sobald er da ist, werde ich dich rufen.“

Heinrich ging in jene Ecke seines Gartens, welche er sein „Kastell“ nannte. Zwei Weiden bildeten dort mit ihren tief hängenden Ästen ein dichtes Versteck. Heinrich warf sich in die Hängematte, schloß die Augen und träumte.

Er träumte von seinem Vater, dem Offizier. Er hörte den Donner einer Schlacht, er sah die gespannten, erregten Gesichter der Soldaten. Noch lagen sie in ihrem Versteck, mit angehaltenem Atem. Aber da kam von irgendwoher ein Zeichen. „Sturm!“ hieß es, nicht geschrien, nur gesprochen. Und plötzlich brachen sie hervor, alle, alle . . . irgendwo flatterte eine Fahne, Gesang ertönte, Rufe wurden laut, frohe Rufe, schmerzhaft Rufe, Blut besprenkte die Erde, Gesichter verzerrten sich im Schmerz oder starren in glasiger Stummheit, ein Offizier wurde vorübergetragen . . . und plötzlich war es wieder ganz still . . .

Heinrich öffnete zuweilen die Augen, sah durch das Laub hindurch in den blauen Himmel, schloß sie dann wieder und träumte weiter. Keine Traurigkeit war in seinen Träumen, nur Helle. Und eine Sehnsucht. Die Sehnsucht, groß zu sein und tapfer.

„Heinz!“

Heinrich sprang auf. Wie lange hatte er so gelegen? Es müssen viele Stunden gewesen sein, dachte er.

Draußen schloß ihn der Großpapa in seine Arme. „Mein Junge,“ sagte er mit einer Stimme, die etwas rätselhaft Weiches hatte, „mein Junge!“

Heinrich sah mit ehrfürchtigem Staunen zu ihm auf. Er war ein Greis, der die Offiziersuniform trug und an dessen Brust ein einfaches schwarzes Kreuz geheftet war.

Am Nachmittag sah der alte Soldat mit seiner Tochter allein im Zimmer und sah in schweigender Schwermut vor sich hin. Es war, als denke er über Worte nach, die geeignet wären, ein Kind zu trösten. Aber schließlich brachte er es doch nur zu

einer Frage. Und die Frage sehr heimlich. „Nun, Verzeihen, sag doch, wie trägt du's denn?“

Es schien, als beruhe der Mutter die Antwort Wein. Ihre Wangen waren leicht gerötet und sie zögerte. Dann aber sagte sie: „Es wird langsam hell in mir — ganz langsam hell.“

Sie schwieg wieder und legte beide Hände leicht vor Gesicht. Dann fuhr sie fort, und ihre Stimme klang leise: „Er stand immer so aufrecht, konnte ich mich da fallen lassen? Ich habe an sein Kind gedacht, und da habe ich es ertragen. Anfangs schwer, so schwer . . . dann leichter. Zuletzt bin ich fast froh geworden. Er starb so brav, so selbstverständlich . . . deshalb schien es mir ebenso selbstverständlich, daß ich es auf mich nehme . . .“

Der alte Soldat nickte leicht mit dem Kopfe.

„Und jetzt,“ fuhr die Mutter in kaum verhaltenem Glücke fort, „jetzt ist mir zuweilen so, als würde ich schon belohnt dafür. Belohnt in meinem Kinde, das von Tag zu Tag ihm immer mehr zu gleichen anfängt . . .“

Nichts rührte sich im Zimmer, eine edle Stille war darin. Vater und Tochter erhoben sich, traten ans Fenster und sahen in den Garten hinaus.

Am Teiche stand Heinrich und warf den karpfen Futter zu. In seiner jungen Schönheit glich er einem reichen Versprechen, einer Hoffnung auf die Zukunft, die nicht trügen konnte . . .

Abends, als Heinrich schon im Bett war, fragte ihn die Mutter:

„Heinz, denkst du noch oft an Papa?“

„Täglich,“ sagte Heinrich.

„Und bist du traurig, wenn du an ihn denkst?“

„Nein.“

„Nicht?“

Heinrich sah seine Mutter erstaunt an.

Dann sagte er: „Warum soll ich traurig sein? Sagst du nicht selbst, daß ich stolz sein muß, weil er ein Held war?“

Sprüche.

Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt,
Den Christenglauben nie verläßt,
Und Wahrheit über alles schätzt,
Nicht Irwischiucht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt,
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutschland all dies tut und hält,
So wird's das erste Land der Welt.
Christian F. van Schubert (1770)

Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbarn oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt würde, nötige Selbstgefühl zu nähren, seiner Rationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen und die wohlthätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können.

Wilhelm v. Humboldt

Nur vor allem und zunächst Ausdauer im Mut, im Vertrauen, Glauben — auch an sich selbst

Willibald Alexis.

Unsere Bilder.

Ein Denkmal Kaiser Wilhelm II. in Heidelberg. Wie zeigen hier den vom Bildhauer Hans Fries geschaffenen Entwurf für ein Denkmal Kaiser Wilhelm II., das nach Fertigstellung beim neuen Bahnhof in Heidelberg zur Aufstellung kommen soll.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der bisherige Oberbefehlshaber der russischen Armee wurde seines Amtes enthoben und zum Bischof im Kaukasus ernannt. Den Oberbefehl über die russischen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser hat Zar übernommen.



Großfürst Nikolai Nikolajewitsch.

